



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

Royce, ein gewiefter Dieb, und sein fast ehrenhafter Partner Hadrian betreiben ein einträgliches Geschäft mit Aufträgen des korrupten Adels. Ihr Diebesbund trägt den Namen »Riyria« und sie leben ziemlich gut von dem, was sie so *einnehmen*. Bis eines Tages ein Unbekannter die beiden anheuert, ein berühmtes Schwert zu stehlen. Was zunächst nach einem ganz gewöhnlichen Job aussieht, stellt sich als Falle heraus. Sie werden noch in derselben Nacht als Mörder des Königs verhaftet und in den Kerker geworfen. Als sie mit Hilfe der Prinzessin entkommen können, entdecken Royce und Hadrian eine Verschwörung, bei der es um noch viel mehr geht als nur um den Thron des recht kleinen Königreichs Melengar.

Michael J. Sullivan, geboren 1961 in Detroit, begann seine ersten Geschichten mit acht Jahren zu schreiben. Er lebt heute mit seiner Frau und drei Kindern in Fairfax in der Nähe von Washington D. C. als freier Autor.

Zunächst publizierte Sullivan seine sechsteilige Riyria-Reihe im Eigenverlag. Nach dem großen Publikumserfolg wurden US-Verlage auf den Autor aufmerksam. Inzwischen ist sein Fantasy-Epos in 14 Sprachen übersetzt und wurde mit mehr als 100 Preisen ausgezeichnet.

Michael J. Sullivan

DER
THRON
VON
MELENGAR

RIYRIA 1

Aus dem Englischen von
Cornelia Holfelder-von der Tann

Klett-Cotta

Für meine Frau Robin, die nicht nur meine Lebenspartnerin ist, sondern auch meine Partnerin beim Abenteuer dieser Serie – ohne ihre Arbeit und ihr Engagement wäre das alles nicht möglich gewesen. Für meine Tochter Sarah, die die Geschichte nicht lesen wollte, ehe sie als Buch erschienen war. Für Steve Gillick, dem ich für sein Feedback danke, und für Peter DeBrule, der das Ganze initiiert hat. Und für die Mitglieder der Dragonchow-Gilde, meinen Ur-Fanclub.

Die Figuren und die Handlung dieses Buchs sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit existierenden Personen, lebenden oder toten,
sind rein zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

Alle Rechte an diesem Werk sind vorbehalten. Es darf in keiner Form,
ganz oder auszugsweise, reproduziert, vervielfältigt und vertrieben werden
ohne die ausdrückliche Erlaubnis der Rechteinhaber.

Hobbit Presse Paperback
www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Theft of Swords/
The Crown Conspiracy« im Verlag Orbit, Hachette Book Group, New York

© 2011 by Michael J. Sullivan

© Karten by Michael J. Sullivan

Für die deutsche Ausgabe

© 2014, 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: © Birgit Gitschier, Augsburg

Illustration: © Federico Musetti

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von C. H. Beck, Nördlingen

ISBN 978-3-608-96398-4

Inhalt

1

Gestohlene Briefe 9

2

Geschäftstreffen 33

3

Verschwörungen 69

4

Windermere 121

5

Esrhaddon 169

6

Nächtliche Erkenntnisse 207

7

Drondilsfeld 245

8

Intrigen 277

9

Retter 321

10

Der Krönungstag 361

Länder und Götter Elans 375

Karten der Welt Elan 378

DeWitt hatte Hadrian erklärt, er habe das Schwert hinterm Altar versteckt, also wandten sie sich dorthin. Als sie zur ersten Bankreihe kamen, erstarrten sie. Dort lag, bäuchlings in einer frischen Blutlache, ein Mann. Aus seinem Rücken ragte der runde Griff eines Dolchs. Während Royce rasch nach Pickerings Schwert suchte, prüfte Hadrian, ob der Mann noch lebte. Er war tot, das Schwert nirgends zu finden. Royce tippte Hadrian auf die Schulter und zeigte auf die goldene Krone, die auf die andere Seite der Säule gerollt war. Schlagartig wurde ihnen der ganze Ernst der Situation bewusst – sie mussten hier weg.

Sie eilten zur Tür. Royce horchte nur kurz, ob auf dem Gang die Luft rein war. Dann schlüpfen sie hinaus, schlossen die Tür und schlichen rasch zu dem leer stehenden Zimmer zurück.

»Mörder!«

Der Schrei war so nah und so gellend, dass sie beide mit gezogenen Klingen herumfuhren. Hadrian hielt das Bastardschwert in der einen Hand und das Kurzschwert in der anderen. In Royces Faust glänzte ein Weißstahldolch.

Vor der offenen Tür der Kapelle stand ein bärtiger Zwerg.

»Mörder!«, rief der Zwerg wieder, aber das war eigentlich nicht mehr nötig. Sie hörten bereits hastige Schritte, und im nächsten Moment stürmten Soldaten mit gezogenen Schwertern von beiden Seiten in den Gang.

1

Gestohlene Briefe

Sehen konnte Hadrian in der Dunkelheit wenig, aber er hörte sie – Zweige knackten, Laub knirschte, Gras streifte über Stoff. Es waren mehrere, mehr als drei, und sie kamen immer näher.

»Keine Bewegung, alle beide«, befahl eine rauhe Stimme aus dem Schattenschwarz. »Unsere Pfeile zielen genau auf eure Rücken und wir schießen euch aus dem Sattel, wenn ihr zu fliehen versucht.« Der, dem die Stimme gehörte, befand sich noch im Schutz der Bäume, war nur eine diffuse Bewegung im Unterholz. »Wir wollen euch nur ein bisschen was von eurer Last abnehmen. Keinem muss was passieren. Tut, was ich sage, dann lassen wir euch am Leben. Wenn ihr's nicht tut, nehmen wir euch auch das.«

Zerknirscht dachte Hadrian: Ich bin schuld. Er blickte zu Royce hinüber, der neben ihm auf seiner dreckbespritzten grauen Stute saß, die Kapuze hochgeschlagen. Der Freund schüttelte leise den gesenkten Kopf. Hadrian brauchte sein Gesicht nicht zu sehen, um zu wissen, was es ausdrückte.

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich.

Royce sagte nichts, schüttelte nur weiter den Kopf.

Vor ihnen versperrte eine Barrikade aus frischgeschnittenem Gestrüpp den Weg. Dahinter lag die mondbeschienene Straße wie ein langer, leerer Korridor. In den Senken und Gräben hing Nebel, und irgendwo plätscherte ein unsichtbarer Bach über Steine. Sie waren tief im Wald auf der alten Straße nach Süden, in einem endlosen Tunnel aus Eichen und Eschen, deren kahle Äste über die Straße hingen und im kalten Herbstwind wackelten und klackten. Fast einen Tagesritt von jedweder Ortschaft, seit Stunden schon hatte Hadrian nicht mal mehr ein einzelnes Bauernhaus gesehen. Sie waren allein mitten im Nichts – in der Art Gegend, wo Leichen nie gefunden wurden.

Das Knirschen zertretener Blätter wurde lauter, bis die Räuber schließlich in den schmalen Mondlichtstreifen hinaustraten. Hadrian zählte vier Männer mit unrasiertem Gesicht und gezogenem Schwert. Sie trugen grobe Kleider, Leder und Wolle, fleckig, schmutzig und verschlissen. Bei ihnen war ein Mädchen, das einen Bogen mit angelegtem Pfeil hielt. Auch sie trug Hosen und Stiefel, und ihr Haar war wirr und fettig. Allen fünf schien der Dreck so tief in den Poren zu sitzen, als kämen sie direkt aus einem Erdloch.

»Die sehen nicht aus, als ob sie viel Geld hätten«, sagte ein plattnasiger Mann. Ein, zwei Zoll größer als Hadrian, war er der Kräftigste der Bande, ein bulliger, stiernackiger Kerl mit mächtigen Pranken. Derjenige, der ihm die Nase gebrochen hatte, schien ihm auch gleich noch die Unterlippe gespalten zu haben.

»Aber sie haben jede Menge Gepäck«, sagte das Mädchen mit einer Stimme, die ihn überraschte. Das junge Ding war trotz des Drecks auf eine fast kindliche Art niedlich, hatte aber einen aggressiven, ja boshaften Ton. »Schaut doch, was sie alles mit sich rumschleppen. Was soll das viele Seil?«

Hadrian war sich unsicher, ob die Frage an ihn gerichtet war oder an ihre Kumpane. Beantworten würde er sie ohnehin nicht. Er erwog, einen Scherz zu machen, aber sie wirkte nicht wie die Sorte Mädchen, bei der sein Charme verfangen würde. Außerdem zielte sie auf ihn, und es sah aus, als müsste ihr Arm allmählich erlahmen.

»Ich will das große Schwert, das der da auf dem Rücken hat«, sagte Plattnase. »Scheint ungefähr meine Größe.«

»Ich nehm die anderen beiden, die er umhängen hat.« Das kam von einem Kerl mit einer Narbe, die sich schräg über sein Gesicht zog und die Nasenwurzel gerade so kreuzte, dass ihm das Auge erhalten geblieben war.

Das Mädchen zielte jetzt auf Royce. »Ich will den Mantel von dem Kleinen. So eine feine schwarze Kapuze steht mir bestimmt gut.«

Der, der am nächsten bei Hadrian stand, ein Mann mit tiefliegenden Augen und sonnenverbrannter Haut, schien der Älteste. Er trat einen Schritt näher und packte Hadrians Pferd an der Trense. »Macht jetzt bloß keinen Fehler. Wir haben an dieser Straße schon eine Menge Leute getötet. Dumme Leute, die nicht auf uns gehört haben. So dumm seid ihr doch nicht, oder?«

Hadrian schüttelte den Kopf.

»Gut, also lasst jetzt die Waffen fallen«, sagte der Räuber. »Und dann steigt ab.«

»Was meinst du, Royce?«, fragte Hadrian. »Wir geben ihnen ein bisschen Geld, damit keinem was passiert.«

Royce drehte den Kopf. Zwei Augen warfen einen vernichtenden Blick unter der Kapuze hervor.

»Ich sage ja nur, wir wollen doch keinen Ärger, oder?«

»Meine Meinung interessiert dich doch sowieso nicht«, sagte Royce.

»Dann willst du also stur bleiben?«

Schweigen.

Hadrian schüttelte seufzend den Kopf. »Warum musst du alles so kompliziert machen? Sie sind wahrscheinlich gar keine schlechten Menschen – nur arm, verstehst du? Sie nehmen sich nur, was sie brauchen, um einen Laib Brot für ihre Familie zu kaufen. Kannst du's ihnen verdenken? Der Winter kommt, und es sind schwere Zeiten.« Er nickte den Räubern zu. »Stimmt's?«

»Ich hab keine Familie«, entgegnete Plattnase. »Ich geb das meiste, was ich hab, für Schnaps aus.«

»Ihr macht es nicht gerade leichter«, sagte Hadrian.

»Will ich auch gar nicht. Entweder ihr zwei tut jetzt, was ich sage, oder wir schlitzen euch auf der Stelle den Bauch auf.« Zur Unterstreichung seiner Worte zog er einen langen Dolch aus dem Gürtel und wetzte ihn geräuschvoll an der Klinge seines Schwerts.

Kalter Wind heulte durch die Bäume und rüttelte an den Ästen. Rote und goldene Blätter wirbelten durch die Luft, Spielzeug der Böen, die die schmale Straße entlangfegten. Irgendwo im Dunkeln schrie eine Eule.

»Hört zu, wie wär's, wenn wir euch die Hälfte unseres Gelds geben? *Meine* Hälfte. Dann geht ihr immerhin nicht ganz leer aus.«

»Wir reden von keiner Hälfte«, sagte der Mann, der Hadrians Pferd festhielt. »Wir wollen alles, auch die Pferde hier.«

»Moment mal. Unsere Pferde? Ein bisschen Geld abzukasieren, ist ja in Ordnung, aber Pferdediebstahl? Wenn sie euch erwischen, hängen sie euch. Und euch ist doch klar, dass wir das melden, sobald wir in eine Ortschaft kommen.«

»Ihr seid aus dem Norden, was?«

»Ja, gestern in Medford losgeritten.«

Der Mann, der das Pferd hielt, nickte, und Hadrian bemerkte eine kleine rote Tätowierung in seinem Nacken. »Seht ihr, das ist euer Problem.« Sein Gesicht wurde jetzt weicher, geradezu mitleidig, was allerdings noch bedrohlicher wirkte, weil die Distanz wegfiel. »Ihr seid vermutlich auf dem Weg nach Colnera – nette Stadt. Jede Menge Läden. Jede Menge reiche Leute. Da unten wird jede Menge Handel getrieben, und hier auf dieser Straße kommen jede Menge Reisende durch, die alle möglichen Sachen runterbringen, um sie den reichen Leuten zu verkaufen. Aber ich nehm mal an, ihr wart noch nie hier im Süden, stimmt's? Droben in Melengar macht König Amrath sich die Mühe, Soldaten auf den Landstraßen patrouillieren zu lassen. Aber hier in Warric geht's ein bisschen anders zu.«

Plattnase kam näher und leckte sich die gespaltene Lippe, während er das Langschwert auf Hadrians Rücken musterte.

»Soll das heißen, Räuberei ist hier erlaubt?«

»Na-ah, aber König Ethelred sitzt in Aquesta, und das ist ganz schön weit von hier.«

»Und der Graf von Chadwick? Verwaltet er nicht diese Ländereien hier im Namen des Königs?«

»Archie Ballentyne?« Die Nennung dieses Namens löste unter den Räubern enorme Heiterkeit aus. »Archie kümmert es einen Dreck, was im gemeinen Volk vor sich geht. Der hat viel zu viel damit zu tun, sich zu überlegen, was er anziehen soll.« Der Mann grinste und entblößte eine Reihe schiefstehender gelber Zähne. »Also, los jetzt, Schwerter fallen lassen und absteigen. Ihr könnt ja dann zu Fuß zum Schloss Ballentyne gehen, beim alten Archie anklopfen und schauen, was er unternimmt.« Erneutes Gelächter. »Wenn ihr nicht findet, dass das hier der ideale Ort zum Sterben ist, dann tut jetzt, was ich sage.«

»Du hattest recht, Royce«, sagte Hadrian resigniert. Er öffnete die Schließe seines Mantels und legte ihn hinter sich über den Sattel. »Wir hätten nicht die Straße nehmen sollen, aber mal ehrlich – wir sind doch hier mitten im Nichts. Wie groß war da schon das Risiko?«

»Angesichts der Tatsache, dass wir gerade ausgeraubt werden – ziemlich groß, würde ich sagen.«

»Das entbehrt wirklich nicht der Ironie – Riyria wird ausgeraubt. Hat fast schon eine gewisse Komik.«

»Es ist überhaupt nicht komisch.«

»Habt ihr ›Riyria‹ gesagt?«, fragte der Mann, der Hadrians Pferd hielt.

Hadrian nickte, zog seine Handschuhe aus und steckte sie unter seinen Gürtel.

Der Mann ließ das Pferd los und trat einen Schritt zurück.

»Was ist los, Will?«, fragte das Mädchen. »Was ist *Riyria*?«

»Es gibt zwei Männer in Melengar, die sich so nennen.« Er sah die anderen an und senkte die Stimme. »Ihr wisst doch, ich hab Verbindungen dort oben. Die sagen, zwei Männer, die sich Riyria nennen, operieren von Medford aus, und wenn die mir je über den Weg laufen, soll ich bloß Abstand halten.«

»Und was denkst du jetzt, Will?«, fragte Narbengesicht.

»Ich denke, wir sollten das Gestrüpp da wegräumen und sie durchlassen.«

»Was? Warum? Wir sind zu fünft und sie nur zu zweit«, wandte Plattnase ein.

»Aber sie sind Riyria.«

»Und?«

»Und meine *Geschäftsfreunde* im Norden sind nicht blöd. Und sie haben allen gesagt, dass sie bloß die Finger von den beiden hier lassen sollen. Und meine Geschäftsfreunde sind auch nicht grad zimperlich. Wenn die sagen, wir sollen

denen hier aus dem Weg gehen, dann gibt's dafür einen guten Grund.«

Plattnase beäugte sie wieder kritisch. »Glaub ich ja, aber woher weißt du, dass die zwei hier wirklich *die* sind? Nur weil sie's sagen?«

Will deutete mit dem Kinn auf Hadrian. »Schau dir seine Schwerter an. Wenn einer eins trägt – kann sein, er weiß damit umzugehen, kann auch nicht sein. Wenn einer zwei hat – spricht das eher dafür, dass er keine große Ahnung vom Fechten hat, aber so tut als ob. Aber drei Schwerter – die sind ganz schön schwer. So viel Stahl schleppt keiner mit sich rum, außer, er lebt davon, dass er die Dinger benutzt.«

Hadrian zog in einem einzigen eleganten Schwung beide Schwerter aus seinen Gürtelscheiden. Er ließ eins davon in der halbgeöffneten Hand einmal um die Längsachse kreisen. »Das hier braucht wirklich eine neue Heftwicklung. Ist schon wieder abgewetzt.« Er sah Will an. »Können wir wieder zur Sache kommen? Ich glaube, ihr wart gerade dabei, uns auszurauben.«

Die Räuber wechselten unsichere Blicke.

»Will?«, fragte das Mädchen, das den Bogen immer noch gespannt hielt, jetzt aber längst nicht mehr so selbstsicher klang.

»Wir räumen das Gestrüpp aus dem Weg und lassen sie durch«, sagte Will.

»Sicher?«, fragte Hadrian. »Dieser nette Herr mit der eingeschlagenen Nase scheint doch sehr erpicht auf ein Schwert.«

»Schon gut«, sagte Plattnase mit einem Blick auf Hadrians Klingen, deren polierter Stahl im Mondlicht glänzte.

»Nun ja, wenn ihr ganz sicher seid.«

Alle fünf nickten, und Hadrian steckte seine Schwerter wieder weg.

Will rammt sein Schwert in den Erdboden und winkte den anderen mitzukommen, um die Straßensperre wegzuräumen.

»Ihr macht das übrigens völlig falsch«, erklärte ihnen Royce.

Die Räuber hielten inne und blickten sich betroffen um.

Royce schüttelte den Kopf. »Nicht das mit dem Gestrüpp da – die Räuberei. Ein nettes Fleckchen habt ihr ja gewählt, das muss ich euch lassen. Aber ihr hättet von beiden Seiten kommen müssen.«

»Und, William – du heißt doch William, oder?«, fragte Hadrian.

Der Mann zuckte zusammen und nickte.

»Also, William, die meisten Leute sind Rechtshänder, deshalb müssten die, die am nächsten an sie herangehen, von links kommen. So hätten wir den Nachteil gehabt, das Schwert erst um den Körper herumschwingen zu müssen. Die mit den Bogen sollten von rechts kommen.«

»Und warum nur ein Bogen?«, fragte Royce. »Sie hätte nur einen von uns treffen können.«

»Nicht mal das«, sagte Hadrian. »Ist dir aufgefallen, wie lange sie den Bogen schon gespannt hält? Entweder ist sie unglaublich stark – was ich nicht glaube –, oder aber das da ist ein selbstgemachter Grünholzbogen, der den Pfeil gerade mal ein paar Fuß weit zu schnellen vermag. Ihr Part war reines Theater. Ich bezweifle, dass sie je mit dem Ding geschossen hat.«

»Hab ich wohl«, sagte das Mädchen. »Ich bin eine gute Schützin.«

Hadrian schüttelte lächelnd den Kopf. »Du hattest den Zeigefinger auf dem Schaft, Mädchen. Beim Loslassen der Sehne hätte die Befiederung deinen Finger gestreift, und der Pfeil wäre irgendwohin geflogen, nur nicht dahin, wo er hinsollte.«

Royce nickte. »Investiert in Armbrüste. Das nächste Mal

bleibt versteckt und jagt einfach jedem eurer Opfer zwei, drei Bolzen in die Brust. Dieses ganze Gerede ist einfach nur dumm.«

»Royce!«, ermahnte ihn Hadrian.

»Was? Du sagst doch immer, ich soll netter zu den Leuten sein. Ich versuche ja nur zu helfen.«

»Hört nicht auf ihn. Wenn ihr einen guten Rat wollt – errichtet eine bessere Straßensperre.«

»Ja, fällt das nächste Mal einen Baum, sodass er quer über der Straße liegt«, sagte Royce. Mit einer abfälligen Handbewegung in Richtung des Gesträuchs setzte er hinzu: »Das da ist jämmerlich. Und, bei Maribor, verhüllt eure Gesichter. So ein großes Reich ist Warric auch wieder nicht, und jemand könnte euch wiedererkennen. Klar, Ballentyne wird sich vermutlich nicht aufraffen, euch wegen dem bisschen Wegelagerung zu verfolgen, aber es könnte euch eines Tages passieren, dass ihr in ein Wirtshaus geht und plötzlich ein Messer im Rücken habt.« Royce wandte sich an William. »Ihr wart bei der Roten Hand, stimmt's?«

Will starrte ihn erschrocken an. »Davon hat doch keiner was gesagt.« Er ließ den Ast los, an dem er gerade gezogen hatte.

»War auch nicht nötig. Die Hand verlangt von all ihren Zunftmitgliedern, sich diese idiotische Tätowierung im Nacken verpassen zu lassen.« Zu Hadrian sagte Royce: »Es soll sie als besonders harte Kerle ausweisen, führt aber nur dazu, dass man sie ihr Leben lang als Räuber und Diebe identifizieren kann. Jedem ihrer Männer eine rote Hand aufzustempeln, ist doch wirklich ganz schön blöd.«

»Das soll eine rote Hand darstellen?«, fragte Hadrian. »Ich habe es für ein rotes Huhn gehalten. Aber jetzt, wo du's sagst, klar, eine Hand ist logischer.«

Royce taxierte Will mit schrägelegtem Kopf. »Hat wirklich was von einem Huhn.«

Will klatschte sich eine Pranke in den Nacken.

Als das Gesträuch weggeräumt war, fragte William: »Wer seid ihr denn jetzt genau? Was ist Riyria? Die Hand hat's mir nie verraten. Sie haben nur gesagt, ich soll mich nicht mit euch anlegen.«

»Wir sind niemand Besonderes«, erwiderte Hadrian. »Nur zwei Reisende, die einen Ritt durch eine kühle Herbstnacht genießen.«

»Aber mal im Ernst«, sagte Royce. »Ihr solltet auf uns hören, wenn ihr das hier weitermachen wollt. Schließlich halten wir uns ja auch an euren Rat.«

»Welchen Rat?«

Royce gab seinem Pferd sachte die Sporen und nahm die Straße wieder in Angriff. »Wir werden dem Grafen von Chadwick einen Besuch abstatten, aber keine Angst – wir verraten euch nicht.«

Was er da in den Händen hielt, dachte Archibald Ballentyne, war die Welt, handlich verpackt in fünfzehn gestohlenen Briefen. Jeder Brief war mit größter Sorgfalt in einer hübschen, eleganten Handschrift verfasst. Man sah, dass die Person, von deren Hand die Briefe stammten, diese Worte für höchst bedeutungsvoll und für das Medium oder die Quelle einer tiefen Wahrheit gehalten hatte. Archibald hielt sie für Gesülze, stimmte aber jener Person immerhin darin zu, dass sie enorm wertvoll waren. Er nahm einen Schluck Brantwein, schloss die Augen und lächelte.

»Euer Erlaucht?«

Widerstrebend öffnete Archibald die Augen und sah seinen Gardeführer finster an. »Was gibt's, Bruce?«

»Der Markgraf ist da, Herr.«

Archibald lächelte jetzt wieder. Er faltete die Briefe sorgsam zusammen, umschnürte den Stapel mit einem blauen Band, legte ihn in seinen Panzerschrank, machte die schwere Eisentür zu, schloss sie ab und rüttelte sicherheitshalber noch zweimal daran. Dann ging er hinunter, um seinen Gast zu begrüßen.

Als er in die Halle kam, erspähte er Victor Lanaklin in der Vorhalle. Er blieb stehen und beobachtete, wie der alte Mann ungeduldig auf und ab ging. Dieser Anblick erfüllte Archibald Ballentyne mit einer gewissen Befriedigung. Obwohl der Markgraf der Höhergestellte war, hatte er den Grafen doch nie zu beeindrucken vermocht. Victor mochte ja einst eine stolze, imposante oder gar edle Erscheinung gewesen sein, aber der Glanz war längst dahin: Geblieben war ein gebeugter Alter mit grauem Haar.

»Darf ich Euch etwas zu trinken anbieten, Herr?«, fragte ein schüchterner Diener den Markgrafen mit einer tiefen Verbeugung.

»Nein, aber du kannst mir deinen Herrn herbeischaffen«, sagte dieser gebieterisch. »Oder muss ich mich selbst auf die Jagd nach ihm machen?«

Der Diener zuckte zusammen. »Mein Herr wird gewiss gleich hier sein.« Der Diener verbeugte sich abermals und verschwand hastig durch eine Tür am anderen Ende des Raums.

»Markgraf!«, rief Archibald im Eintreten artig aus. »Ich bin ja so froh, dass Ihr gekommen seid – noch dazu so schnell.«

»Ihr klingt überrascht«, erwiderte Victor in scharfem Ton. Er schwenkte ein zerknittertes Schreiben, das er in der Hand

hielt, und sagte: »Ihr schickt mir eine solche Botschaft und glaubt, ich würde mir Zeit lassen? Archie, ich will sofort wissen, was los ist.«

Archibald kaschierte seinen Ärger darüber, dass er mit seinem Kindheitskosenamen angeredet wurde. Den verdankte er seiner verstorbenen Mutter, was zu den Dingen gehörte, die er ihr nie verzeihen würde. Jeder, von der Ritter- bis zur Dienerschaft, hatte ihn so genannt, und diese Vertraulichkeit hatte Archibald immer als entwürdigend empfunden. Sobald er zum Grafen ernannt war, hatte einer seiner ersten Erlasse gelaute, dass jeder in Chadwick, der ihn bei diesem Namen nannte, ausgepeitscht würde. Dem Markgrafen gegenüber hatte er jedoch nicht die Macht, diesen Erlass durchzusetzen, und er war sich sicher, dass Victor dies gezielt ausnutzte.

»Bitte, versucht Euch zu beruhigen, Victor.«

»Sagt Ihr mir nicht, ich solle mich beruhigen!« Die Stimme des Markgrafen hallte von den Mauern wider. Er baute sich direkt vor dem Jüngeren auf und starrte ihm wütend in die Augen. »Ihr schreibt, die Zukunft meiner Tochter Alenda stehe auf dem Spiel, und Ihr hättet Beweise dafür. Also, heraus damit – ist Alenda in Gefahr oder nicht?«

»In Gefahr ist sie ohne Zweifel«, erwiderte der Graf ruhig, »aber nicht akut. Es gibt keine Entführungs- oder Mordpläne gegen sie, falls es das ist, was Ihr fürchtet.«

»Warum dann diese Botschaft? Wenn Ihr glaubt, Ihr könntet mich wegen nichts und wieder nichts dazu treiben, meine Kutschpferde zuschanden zu fahren und mich auf dem ganzen Weg halbtot zu sorgen, dann gnade Euch –«

Archibald unterbrach ihn mit erhobener Hand. »Ich versichere Euch, Victor, es war nicht wegen nichts und wieder nichts. Doch ehe wir dieses Gespräch weiterführen, lasst uns

in mein Arbeitszimmer gehen, wo ich Euch die erwähnten Beweise vorlegen kann.«

Victor funkelte ihn grimmig an, nickte aber.

Die beiden Männer durchquerten die Halle und den großen Empfangssaal und nahmen dann eine Seitentür, die zum Wohntrakt des Schlosses führte. Während sie immer neuen Gängen folgten und diverse Treppen nahmen, veränderte sich das Ambiente beträchtlich. Im Bereich des Haupteingangs schmückten erlesene Tapisserien und Steinmetzarbeiten die Wände, und die Böden waren aus edlem Marmor. Doch abseits der Repräsentationsräume fehlte jede Pracht: Nacktes Mauerwerk bestimmte das Bild.

Architektonisch und auch sonst hatte Schloss Ballentyne wenig zu bieten. Kein bedeutender Herrscher oder Held hatte hier je gewohnt. Keine Sage oder Gespenstergeschichte rankte sich darum, und auch militärisch hatte es nie eine wichtige Rolle gespielt. Es war vielmehr der Inbegriff des Mittelmäßigen und Belanglosen.

Nach einer mehrminütigen Wanderung blieb Archibald vor einer mächtigen Eisentür stehen. Imposante Türbänder und Bolzen hielten sie an der einen Seite, aber eine Klinke oder ein Knauf war nicht zu sehen. Flankiert war die Tür von zwei bulligen, gepanzerten Wachen mit Hellebarden. Bei Archibalds Erscheinen pochte einer der beiden dreimal an die Eisenplatte. Ein winziges Guckfenster öffnete sich, und gleich darauf war das Zurückschnappen eines Schließriegels zu hören. Als die Tür aufging, quietschten die eisernen Angeln ohrenbetäubend.

Victor hielt sich die Ohren zu. »Bei Mar! Lasst diese Dinger ölen!«

»Niemals«, entgegnete Archibald. »Das hier ist der Eingang zum Grauen Turm – meinem persönlichen Arbeitszimmer.

Es ist mein sicheres Refugium, und wenn diese Tür aufgeht, will ich es im ganzen Schloss hören. Nur so kann ich das.«

Hinter der Tür empfing Bruce die beiden mit einer tiefen Verbeugung. Mit einer Laterne vorausleuchtend, führte er sie eine breite Wendeltreppe hinauf. Auf halber Höhe des Turms verlangsamte sich Victors Schritt, und sein Atem schien schwerer zu gehen.

Höflich blieb Archibald einen Moment stehen. »Verzeiht den langen Aufstieg. Ich bemerke ihn kaum noch. Ich habe diese Treppe bestimmt schon tausendmal erklommen. Als mein Vater dem Haus noch vorstand, war dies der einzige Ort, wo ich allein sein konnte. Niemand wandte je die Zeit und Mühe auf, bis ganz nach oben zu steigen. Wenn er auch vielleicht mit dem majestätischen Kronturm von Ervanon nicht mithalten kann, dieser Turm ist jedenfalls der höchste meines Schlosses.«

»Kommen dann nicht Leute einfach der Aussicht wegen herauf?«, sinnierte Victor.

Der Graf schmunzelte. »Das könnte man meinen, ja, aber dieser Turm hat keine Fenster, deshalb ist er ja der perfekte Ort für mein Arbeitszimmer. Außerdem habe ich die Türen anbringen lassen, um zu schützen, was mir teuer ist.«

Am oberen Ende der Treppe stießen sie auf eine weitere Tür. Archibald zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, schloss auf und bedeutete dem Markgrafen einzutreten. Bruce nahm seinen üblichen Posten vor dem Arbeitszimmer ein und zog die Tür zu.

Der große, runde Raum enthielt nur wenig Mobiliar: einen mächtigen, mit allem Möglichen beladenen Schreibtisch und vor dem kleinen Kamin zwei gepolsterte Sessel mit einem zierlichen Tischchen dazwischen. Hinter einem schlichten Messing-Kaminschirm brannte ein Feuer, das den größten

Teil des Zimmers erhellte. Wandkerzenhalter beleuchteten den Rest und verbreiteten einen anregenden Duft nach Honig und Salifan.

Archibald lächelte, als er Victor zu dem mit Schriftrollen und Landkarten übersäten Schreibtisch hinüberäugen sah. »Keine Sorge, Markgraf. Die wirklich verhänglichen Pläne für die Übernahme der Weltherrschaft habe ich vor Eurem Besuch versteckt. Setzt Euch doch bitte.« Archibald deutete auf die beiden Sessel am Kamin. »Ruht Euch von der langen Reise aus, ich schenke uns unterdessen etwas zu trinken ein.«

Der Ältere sah ihn finster an und brummte: »Genug jetzt mit Schlossführungen und sonstigen Artigkeiten. Wir sind hier, also kommen wir zur Sache. Erklärt mir, was das alles soll.«

Archibald ignorierte den Ton des Markgrafen. Er konnte sich eine gewisse Großmut leisten, jetzt, da ihm gleich der Lohn seiner Mühen zufallen würde. Er wartete, bis der Markgraf Platz genommen hatte.

»Euch dürfte ja bekannt sein, dass ich mich für Eure Tochter Alenda interessiert habe?«, fragte Archibald, während er an den Schreibtisch ging, um zwei Gläser Branntwein einzuschenken.

»Ja, sie hat es erwähnt.«

»Hat sie auch erwähnt, warum sie meine Avancen zurückgewiesen hat?«

»Sie mag Euch nicht.«

»Sie kennt mich kaum«, konterte Archibald, den Zeigefinger schwenkend.

»Archie, habt Ihr mich deshalb hergebeten?«

»Markgraf, ich wäre sehr dankbar, wenn Ihr mich mit meinem korrekten Namen ansprechen würdet. Mich *so* zu nennen, ist unangemessen, da mein Vater tot ist und ich jetzt

der Graf bin. Aber Eure Frage geht nicht völlig am Thema vorbei. Wie Ihr wisst, bin ich der zwölfte Graf von Chadwick. Zugegeben, es ist kein riesiger Besitz, und die Ballentynes gehören nicht zu den einflussreichsten Geschlechtern, aber einiges habe ich doch vorzuweisen. Ich gebiete über fünf Dörfer und zwölf Weiler sowie über das strategisch wichtige Hochland von Senon. Ich befehle derzeit eine stehende Truppe von über sechzig Bewaffneten, und zwanzig Ritter leisten mir Gefolgschaft – darunter Baron Enden und Baron Breckton, vielleicht zwei der bedeutendsten Ritter unserer Zeit. Um unsere Woll- und Lederexporte beneidet uns ganz Warric. Es ist sogar die Rede davon, dass die Somershohspiele hier stattfinden sollen – auf ebenjenem Rasen, den Ihr vorhin überquert habt.«

»Ja, Archie – ich meine *Archibald* –, Chadwicks Status in der Welt ist mir wohlbekannt. Ich brauche keine Lektion in Wirtschaftskunde von Euch.«

»Ist Euch auch bekannt, dass König Ethelreds Neffe hier mehr als einmal getafelt hat? Oder dass mich der Herzog und die Herzogin von Rochelle dieses Jahr zum Wintertide-mahl eingeladen haben?«

»Archibald, das ist alles ziemlich ermüdend. Worauf wollt Ihr hinaus?«

Archibald runzelte die Stirn – wie konnte sich der Markgraf so ganz und gar unbeeindruckt zeigen! Er kam mit den Gläsern herüber, reichte eines Victor, setzte sich in den anderen Sessel und trank erst mal schweigend von seinem Brantwein.

»Worauf ich hinauswill, ist Folgendes: In Anbetracht meines Standes, meines Ansehens und meiner glänzenden Zukunftsaussichten ist nicht zu verstehen, warum Alenda mich abweist. Mein Äußeres ist gewiss nicht der Grund. Ich bin

jung und präsentabel und trage nur die erlesene ausländische Mode aus teuersten Seidenstoffen. Ihre übrigen Freier sind allesamt alt, fett oder kahl – in mehreren Fällen sogar alles zugleich.«

»Vielleicht sind Aussehen und Reichtum ja nicht ihre einzigen Kriterien«, entgegnete Victor. »Frauen denken nicht immer an Politik und Macht. Alenda gehört zu den Mädchen, die der Stimme ihres Herzens folgen.«

»Aber sie wird auch den Wünschen ihres Vaters Folge leisten. Oder etwa nicht?«

»Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt.«

»Wenn Ihr sie bitten würdet, mich zu heiraten, würde sie es tun. Ihr könntet es ihr sogar *gebieten*.«

»Deshalb also habt Ihr mich genötigt, hierher zu kommen? Tut mir leid, Archibald, aber da habt Ihr Eure und meine Zeit vergeudet. Ich habe nicht die Absicht, sie zu irgendeiner Ehe zu zwingen, schon gar nicht mit Euch. Sie würde mich ihr Leben lang hassen. Mir sind die Gefühle meiner Tochter wichtiger als die politische Bedeutung einer möglichen Ehe. Ich liebe Alenda nämlich. Von all meinen Kindern ist sie meine größte Freude.«

Archibald nahm noch einen Schluck Branntwein und dachte über Victors Antwort nach. Er beschloss, das Thema von einer anderen Seite anzugehen. »Und wenn es nun zu ihrem eigenen Wohl wäre? Wenn es sie vor der sicheren Katastrophe bewahren würde?«

»Ihr spracht davon, dass ihr Gefahr drohe. Seid Ihr jetzt endlich bereit, das näher zu erläutern, oder wollt Ihr lieber sehen, ob dieser alte Mann hier noch eine Klinge zu führen vermag?«

Archibald ignorierte die, wie er wusste, leere Drohung. »Als Alenda meine Avancen mehrfach zurückwies, habe ich mir

gesagt, dass da etwas nicht stimmt. Es entbehrte jeglicher Logik. Ich habe Verbindungen und vor mir liegt eine glänzende Zukunft. Da habe ich dann den wahren Grund für die ablehnende Haltung Eurer Tochter entdeckt – sie hat sich bereits mit einem anderen eingelassen. Eure Tochter hat ein heimliches Liebesverhältnis.«

»Das ist mir schwer vorstellbar«, erklärte Victor. »Sie hat nie jemanden erwähnt. Wenn jemand ihr Augenmerk auf sich gezogen hätte, würde sie es mir erzählen.«

»Es ist nicht weiter verwunderlich, dass sie Euch nichts davon gesagt hat. Sie schämt sich. Sie weiß, diese Beziehung kann nur Schande über Eure Familie bringen. Der Mann, um den es geht, ist ein Gemeiner, in dessen Adern nicht ein Tropfen edlen Blutes fließt.«

»Ihr lügt!«

»Ich versichere Euch, ich lüge nicht. Und das ist leider noch nicht alles. Er heißt Degan Gaunt. Das sagt Euch doch wohl etwas? Er ist der Anführer der nationalistischen Bewegung, die von Delgos ausgeht. Ihr wisst ja wohl, dass er zusammen mit anderen Gemeinen dort unten im Süden alle möglichen Emotionen entfesselt hat. Diese Leute sind berauscht von der Idee, den Adel abzuschlachten und selbst die Herrschaft zu errichten. Er und Eure Tochter treffen sich in Windermere, beim Kloster. Sie verabreden sich dort, wenn Ihr unterwegs und mit Staatsangelegenheiten beschäftigt seid.«

»Das ist doch lächerlich. Meine Tochter würde niemals –«

»Habt Ihr nicht einen Sohn dort unten?«, fragte Archibald.

»Im Kloster, meine ich. Er ist doch Mönch?«

Victor nickte. »Mein dritter Sohn, Myron.«

»Vielleicht ist er den beiden ja behilflich. Ich habe Nachforschungen angestellt, und offenbar ist Euer Sohn ein höchst intelligenter Bursche. Vielleicht organisiert er ja das Liebes-

leben seiner teuren Schwester und befördert die Korrespondenz der beiden. Das sieht wirklich gar nicht gut aus, Victor. Bedenkt doch mal, Ihr als Markgraf eines stramm imperialistischen Königs habt eine Tochter, die sich mit einem Revolutionär einlässt und ihn im royalistischen Königreich Melengar trifft, sowie einen Sohn, der das Ganze auch noch deckt. Manch einer könnte das für eine Familienverschwörung halten. Was würde König Ethelred sagen, wenn er es erführe? Wir beide wissen, dass Ihr ihm treu ergeben seid, aber andere könnten zweifeln. Wenn mir auch klar ist, dass es sich lediglich um die fehlgeleiteten Gefühle eines unschuldigen jungen Mädchens handelt, könnten Alendas Eskapaden doch Eure Familienehre irreparabel beflecken.«

»Ihr seid verrückt«, schoss Victor zurück. »Myron kam ins Kloster, als er gerade mal vier Jahre alt war. Alenda hat nie mit ihm gesprochen. Dieses ganze Lügengeschpinnst ist ein durchsichtiger Versuch, über mich zu erzwingen, dass Alenda Euch heiratet. Und ich weiß auch, warum. An ihr liegt Euch gar nichts. Ihr wollt nur ihre Mitgift, das Rilantal. Diese Ländereien grenzen so überaus praktisch an Eure, darum geht es Euch in Wahrheit. Und natürlich um Euren eigenen Aufstieg per Einheirat in eine gesellschaftlich und politisch bedeutendere Familie. Ihr seid erbärmlich.«

»Erbärmlich – ich?« Archibald stellte sein Glas ab und zog einen Schlüssel an einer Silberkette aus seinem Hemd. Er stand auf und ging zu einem Wandteppich, auf dem ein kalischer Prinz hoch zu Ross eine blonde Edelfrau entführte. Er schlug ihn zurück und enthüllte einen versteckten Panzerschrank. Mit dem Schlüssel öffnete er die kleine Metalltür.

»Ich habe einen Stapel Briefe von der Hand Eurer kostbaren Tochter als Beweis. Jeder einzelne spricht von ihrer unsterblichen Liebe zu dem revolutionären Bauernlummel.«

»Wie kommt Ihr an diese Briefe?«

»Ich habe sie entwendet. Um herauszufinden, wer mein Rivale ist, ließ ich Eure Tochter beobachten. Sie sandte Briefe ab, deren Weg zu dem Kloster führte, und ich habe dafür gesorgt, dass sie abgefangen wurden.« Dem Panzerschrank entnahm Archibald einen Stapel zusammengefalteter Pergamente und ließ ihn in Victors Schoß fallen. »Da!«, verkündete er triumphierend. »Lest, was Eure Tochter treibt, und befindet selbst, ob es nicht besser für sie wäre, mich zu heiraten.«

Archibald kehrte zu seinem Sessel zurück und erhob sein Brantweinglas gleichsam auf sich selbst: Er hatte gewonnen. Um dem politischen Ruin zu entgehen, würde Victor Lanaklin, der große Markgraf von Glouston, seiner Tochter befehlen, ihn zu heiraten. Dem Markgrafen blieb gar nichts anderes übrig. Wenn etwas von dieser Sache zu Ethelred durchdrang, drohte Victor vielleicht sogar eine Anklage wegen Hochverrats. Imperialistische Könige verlangten von ihren Gefolgsleuten, dass sie ihre politische Haltung und ihre Kirchentreue uneingeschränkt teilten. Archibald bezweifelte zwar, dass Victor wirklich mit den Royalisten oder den Nationalisten sympathisierte, doch schon der kleinste Schatten eines Verdachts wäre dem König Grund genug, sich ungehalten zu zeigen. Im glimpflichsten Fall wäre es für Victor eine Beschämung, von der sich das Haus Lanaklin womöglich nie mehr erholen würde. Die einzig vernünftige Reaktion für den Markgrafen wäre, Alenda mit ihm zu verheiraten.

Dann würde Archibald das Land zufallen, das an seine Grafschaft grenzte, und mit der Zeit würde er vielleicht sogar die gesamte Mark kontrollieren. Mit Chadwick in der einen und Glouston in der anderen Hand würde er bei Hofe so viel Macht haben wie der Herzog von Rochelle.

Archibald blickte auf den grauhaarigen alten Mann in der

vornehmen Reisekleidung hinab: Er tat ihm fast schon leid. Einst, vor langer Zeit, hatte Lanaklin als außerordentlich kluger und tapferer Mann gegolten. Als Markgraf war er nicht wie ein gewöhnlicher Graf einfach nur ein Lehensmann gewesen, der seine Ländereien für den König verwaltete. Victor war dafür verantwortlich gewesen, die Grenzmark des Königreichs zu verteidigen. Das war eine wichtige Aufgabe, die einen wachsamten, kampferprobten Mann und fähigen Heerführer erforderte. Doch die Zeiten hatten sich geändert, Warric lebte jetzt mit den Nachbarn jenseits der Grenze im Frieden. Also hatte sich der mächtige Grenzhüter in einem ruhigen Leben eingerichtet, und seine Kräfte waren mangels Herausforderung verkümmert.

Während Victor das Band von dem Briefstapel löste, dachte Archibald an seine Zukunft. Der Markgraf hatte recht. Archibald hatte es auf das Land abgesehen, das Alenda mit in die Ehe bringen würde. Dennoch, das Mädchen war hübsch, und die Vorstellung, dass sie notgedrungen das Bett mit ihm teilen würde, war durchaus reizvoll.

»Soll das ein Scherz sein, Archibald?«, fragte Victor.

Aus seinen Gedanken gerissen, stellte Archibald das Glas ab. »Was?«

»Auf diesen Pergamenten steht nichts.«

»Was? Seid Ihr blind? Da –« Archibald verstummte jäh, als er die leeren Bögen in der Hand des Markgrafen sah. Er schnappte sich eine Handvoll Briefe und riss sie auf, fand aber nur weitere unbeschriebene Seiten. »Das kann nicht sein!«

»Vielleicht waren sie ja mit einer Geheimtinte geschrieben, die von selbst verschwindet«, sagte Victor grinsend.

»Nein ... das verstehe ich nicht ... Es sind nicht mal dieselben Pergamente!« Er sah im Panzerschrank nach, aber der

war leer. Seine Verwirrung schlug in Panik um. Er riss die Tür auf und rief hektisch nach Bruce. Der Gardeführer stürzte mit gezogenem Schwert herein. »Wo sind die Briefe, die ich in diesem Panzerschrank hatte?«, brüllte Archibald den Soldaten an.

»Ich – ich weiß nicht, Erlaucht«, antwortete Bruce. Er steckte das Schwert weg und nahm Haltung an.

»Was heißt, du weißt es nicht? Hast du heute Abend irgendwann deinen Posten verlassen?«

»Nein, Herr, natürlich nicht.«

»Hat irgendjemand in meiner Abwesenheit mein Arbeitszimmer betreten?«

»Nein, Herr, das geht gar nicht. Ihr habt den einzigen Schlüssel.«

»Wo um Maribors Willen sind dann diese Briefe? Ich habe sie doch selbst hineingelegt. Als der Markgraf kam, habe ich ja in ihnen gelesen. Ich war doch nur ein paar Minuten weg. Wie können sie einfach verschwunden sein?«

Archibalds Gedanken rasten. Er hatte sie doch vorhin noch in der Hand gehalten. Und sie dann im Panzerschrank eingeschlossen. Dessen war er sich ganz sicher.

Wo waren sie geblieben?

Victor trank sein Glas aus und erhob sich. »Wenn Ihr nichts dagegen habt, *Archie*, gehe ich jetzt. Ich habe schon genug Zeit vergeudet.«

»Wartet, Victor. Geht nicht. Die Briefe gibt es wirklich. Ich versichere Euch, ich hatte sie hier.«

»Natürlich, Archie. Wenn Ihr mich das nächste Mal erpresen wollt, rate ich Euch, mit einer besseren Finte aufzuwarten.« Er ging hinaus und verschwand die Treppe hinab.

»Überlegt Euch, was ich gesagt habe, Victor!«, rief ihm Archibald nach. »Ich werde diese Briefe wiederfinden. Mit Si-

cherheit! Dann gehe ich damit nach Aquesta! Und lege sie bei Hofe vor!«

»Was soll ich jetzt tun, Herr?«, fragte Bruce.

»Warten, Idiot. Ich muss nachdenken.« Archibald fuhr sich mit zittrigen Fingern durchs Haar und ging im Turmzimmer auf und ab. Er inspizierte die Blätter noch einmal genau. Es war tatsächlich eine andere Sorte Pergament als das der Briefe, die er so oft gelesen hatte.

Obwohl er sich sicher war, die Briefe in den Panzerschrank gelegt zu haben, begann er nun doch, Schubladen aufzuziehen und die Schriftstücke auf seinem Schreibtisch durchzusehen. Er schenkte sich noch einen Brantwein ein, ging an den Kamin, zog den Kaminschirm weg und stocherte mit einem Schüreisen in der Asche nach möglichen Pergamentresten. Nichts. Frustriert warf Archibald die leeren Bögen ins Feuer. Er leerte sein Glas in einem Zug und ließ sich in einen der Sessel fallen.

»Sie waren doch eben noch hier«, sagte Archibald ratlos. Langsam nahm ein Gedanke in seinem Kopf Gestalt an. »Bruce, jemand muss die Briefe gestohlen haben. Der Dieb kann noch nicht weit gekommen sein. Ich will, dass du das ganze Schloss durchsuchst. Verschließe alle Ausgänge. Lass niemanden hinaus. Keine Bediensteten, keine Wachen – niemanden! Durchsuche jeden einzelnen!«

»Sofort, Herr«, antwortete Bruce, stutzte dann aber. »Und der Markgraf, Herr? Soll ich ihn auch aufhalten?«

»Natürlich nicht, Idiot, er hat die Briefe nicht.«

Archibald starrte ins Feuer und horchte Bruces eiligen Schritten auf der Turmtreppe hinterher. Dann war er allein mit dem Knistern der Flammen und hundert offenen Fragen. Er zermartete sich das Hirn, kam aber einfach nicht darauf, wie ein Dieb das angestellt haben konnte.

»Euer Erlaucht?« Die schüchterne Stimme des Dieners riss ihn aus seinen Gedanken. Archibald funkelte den Mann, der den Kopf zur offenen Tür hereinstreckte, so grimmig an, dass dieser noch einmal tief Luft holte, ehe er sagte: »Herr, ich störe Euch ungern, aber es scheint drunten im Schlosshof ein Problem zu geben, welches Eure Anwesenheit erfordert.«

»Was für ein Problem?«, fauchte Archibald.

»Herr, man hat mir keine Einzelheiten mitgeteilt, aber es geht irgendwie um den Markgrafen. Man hat mich geschickt, Euch zu sagen, dass Ihr herunterkommen sollt – die Güte haben mögt herunterzukommen, meine ich.«

Archibald ging die Turmtreppe hinab und fragte sich, ob der alte Mann vielleicht vor seiner Tür tot umgefallen war, was *so* schlimm nicht gewesen wäre. Im Schlosshof jedoch traf er den quicklebendigen und wutschnaubenden Markgrafen an. »Da seid Ihr ja endlich, Ballentyne! Was habt Ihr mit meiner Kutsche gemacht?«

»Womit?«

Bruce kam und winkte Archibald ein Stück beiseite. »Euer Erlaucht«, flüsterte er dem Grafen ins Ohr. »Anscheinend sind die Kutsche und die Pferde des Markgrafen verschwunden.«

Archibald erhob den Zeigefinger in Richtung des Markgrafen und sagte laut: »Ich komme sofort, Victor.« Dann flüsterte er Bruce zu: »*Verschwunden?* Wie kann das sein?«

»Ich weiß nicht, Herr, aber, nun ja, der Torwächter sagt, dass der Markgraf und sein Kutscher oder jedenfalls zwei Personen, die er für dieselben hielt, schon zum Haupttor hinausgefahren sind.«

Von jähen Schwindelgefühlen überfallen, wandte sich Archibald wieder dem zornroten Markgrafen zu.

Avryn im Detail

